



EIN KÖNIGREICH FÜR EIN PFERD

In der Mongolei und in China wurden die Przewalski-Pferde vor Jahrzehnten restlos ausgerottet. Nur exakt zwölf Exemplare überlebten – in europäischen Zoos. Ihre Nachfahren werden systematisch gezüchtet, in die alte Heimat geflogen und dort ausgewildert. Langsam wächst eine neue Population heran, aber noch sind die Tiere auf menschliche Hilfe angewiesen.

TEXT: STEFAN SCHOMANN

FOTOS: CYRIL RUOSO

Zurück in der Gobi

Diese Przewalski-Stute stammt aus einem tschechischen Zoo. An das Leben in Freiheit gewöhnt sie sich im eingezäunten Bereich des mongolischen Schutzgebiets. Nach einem Jahr wird sie in die Wildnis entlassen.





Zeitzeuge Nyamsuren

Als Bub hat der heute 65-Jährige in der Steppe die letzte freilebende Stute gesehen. Als die ersten nachgezüchteten Przewalski-Pferde ankamen, war er wieder dabei. Seine edle Tracht trägt der Handwerker übrigens nur zu hohen Festtagen – oder wenn Besuch vorbeikommt.

D

DAS DORF, IN DEM NYAMSUREN LEBT, HEISST BIJ. Nyamsuren ist von Beruf Schweißer: Wenn er die Karosserie eines dieser unverwüstlichen russischen Lastwagen flickt, dann stieben die Funken wie Goldregen auf den sandigen Velours der Steppe. Anders als die meisten seiner Nachbarn übt er ein Handwerk aus, fast alle übrigen sind Hirten. Noch mehr aber hebt er sich von ihnen ab, weil er mit eigenen Augen gesehen hat, dass hier in der dsungarischen Gobi Wildpferde gelebt haben – die *Takhi* (sprich: Tachi), im Westen bekannt als Przewalski-Pferde.

Es war im Winter 1967/68, unten an der Grenze zu China, und wenn Nyamsuren sich daran erinnert, reibt er sich unwillkürlich die Hände: „Statt Handschuhen hatten wir nur unsere Ärmel.“ Er war 13 und zog mit seinem Großvater zum ersten Mal auf die Jagd. Sie pirschten auf Kulane, mongolische Halbesel. Zwei Dutzend davon kamen zur Tränke, doch einer schlug aus der Art. „Takhi!“, staunte der Großvater. Und flüsterte seinem Enkel zu, dass diese Pferde früher in Herden die Steppe durchstreift hätten, nun aber fast gänzlich verschwunden seien. Die goldbraune Stute wirkte derber als die zahmen Pferde, die Nyamsuren kannte, mit klobigem Kopf, Bürstenmähne und Streifen an den Beinen. Der Umstand, dass sie sich den Kulansen angeschlossen hatte, deutete darauf hin, dass sie vereinsamt war.

Aus Verwunderung über diese unerwartete Erscheinung, beteuert Nyamsuren, hätten sie damals nicht geschossen. Drei Jahre später habe sein Schwager dann noch einmal eine einzelne Stute



HEIMAT DER PFERDE

Die Steppen der **West-mongolei** sind nicht nur die Heimat der Przewalski-Pferde, sondern auch der zweihöckrigen Kamele und mindestens einer Unterart der Wildesel. Sie alle leben nahe der chinesischen Grenze in mehreren Schutzgebieten, die gemeinsam **größer sind als die Schweiz**.



Beim Begrüßungsritual

Przewalski-Pferde sind an ihrer markanten Stoppelmähne zu erkennen. Ihren leicht zu verstolpernden Namen verdanken sie einem russischen Offizier und Forschungsreisenden, der die Wildpferde für den Westen entdeckte.

gesichtet; möglicherweise dasselbe Tier. Danach sah man in den Weiten der Gobi nie wieder eine Spur von den Przewalski-Pferden.

Bis 1992: Da kreiste ein kapitales Antonow-Transportflugzeug über Bij und setzte, in Erman-gelung einer Landebahn, einfach auf der planen Steppe auf, einen Sandsturm im Schlepptau.

Wie es dazu kam, ist eine lange Geschichte – möglicherweise eine mit Happy End.

ÜBERSEHEN VON HUMBOLDT

Wildpferde begegnen uns bereits in den eiszeitlichen Felsbildern am Anbeginn der menschlichen Kultur. In der berühmten Höhle von Lascaux etwa machen sie sechzig Prozent aller Darstellungen aus. Sie gleichen den Takhi aufs Haar: das Fell ockergelb, der Bauch hell, die Stehmähne schwarz. In historischer Zeit haben die Takhi nur in der Region südlich des Altai-Gebirges über-

lebt, die man die Dsungarei nennt. Mongolen, Kirgisen und Kasachen wussten immer um die wilden Steppenpferde; sie haben sie gejagt und als Weide- und Wasserkonkurrenten bis in die Wüste hinein verdrängt. Auch chinesische Nach-schlagewerke unterscheiden stets klar zwischen Haus- und Wildpferden; die erste bekannte Erwähnung ist dreitausend Jahre alt.

Im Westen dagegen hatte man bis 1878 praktisch keine Kenntnis von diesen wilden Pferden. „Es ist völlig rätselhaft“, wundert sich der ungarische Archäozoologe Sándor Bökonyi, „wie ein derart großes Säugetier den Zoologen so lange unbekannt bleiben konnte.“ Zumal es ja in der Steppe wie auf dem „Präsentierteller“ stand.

Alexander von Humboldt hätte die Tiere fast entdeckt. 1829 war der Naturforscher mit zwei Gefährten am Fuß des Altai-Gebriges bis zur chinesischen Grenze vorgedrungen. Die Männer brachten Kunde von Schneeleoparden und Sibirischen Tigern nach Europa, auch ein lebendes →

Ein eingeborenes Fohlen

Das Jungtier ist im Schutzgebiet zur Welt gekommen, es ist rund drei Monate alt. Seine größten Feinde sind Wölfe – und die Kälte. In der Region kann die Temperatur im Winter auf unter minus 40 Grad Celsius fallen.



Nichts hat den Przewalski-Pferden so geschadet wie ihre Entdeckung Ende des 19. Jahrhunderts, weckte diese doch die Begehrlichkeit von Museen und Zoos. Alle wollten mit dem bislang unbekannten Tier ihr Publikum beeindrucken. Fangexpeditionen machten sich auf den Weg, und einige Dutzend Tiere kamen so nach Europa, jedoch unter verheerenden Verlusten.



Gruß vom Raubtier

Eigentlich gibt es im Pferdeschutzgebiet Gobi B Schutz nur vor menschlichem Zugriff. Ansonsten gelten die strengen Gesetze der Natur. Nur wenn die Wölfe allzu viele Fohlen holen, werden die Herden manchmal vorübergehend in raubtiersichere Gatter getrieben.

Murmeltier. Doch, so Humboldt, dass es „in den kalten, dürren Ebenen Hochasiens“ noch wilde Pferde gäbe, damit rechneten sie nicht. Wäre Humboldt länger geblieben oder noch etwas tiefer in die Steppe vorgedrungen, hätte er wohl von den Takhi erfahren, vielleicht sogar das Fell eines solchen Tieres nach Europa gebracht. Dann hießen sie heute wohl Humboldt-Pferde.

Oder womöglich sogar Brehm-Pferde: Der berühmte Naturkundler unternahm 1876 eine Forschungsreise in die Dsungarei. Im Grenzposten Saissan erzählten ihm Einheimische von „Wildpferden“, und Alfred Brehm machte sich sogleich auf die Jagd. Die halbe Garnison begleitete ihn. Schon nach einer Stunde sichteten sie eine Gruppe. Eine Hetzjagd begann, bei der sie schlussendlich ein Fohlen fingen. Ermattet starb es am nächsten Tag. Es war ein Kulan: Brehm hatte aufs falsche Pferd gesetzt.

Die Einheimischen erzählten ihm jedoch noch von einer weiteren wilden Art: Da draußen gebe es noch *Surtakas*, sagten sie. „Syr“ bezeichnet die Steppe, und „taka“, das sind die Takhi. Brehm aber beachtete diese Berichte nicht mehr.

So ging dann eben der weitsichtigere, konsequentere Russe Nikolai Michailowitsch Przewalski in die Annalen ein. Zwei Jahre nach Brehm machte er im selben Außenposten Station, beriet sich mit demselben Kommandanten und befragte denselben Jäger, der ihm schließlich das Fell und den Schädel eines kurz zuvor erlegten Takhi übergab. Przewalskis „Entdeckung“

geschah also ziemlich unspektakulär und obendrain schon auf der Heimreise; er war gar nicht mehr im Expeditionsmodus. Trotzdem wurde sein Name unsterblich: Die Petersburger Akademie der Wissenschaften benannte die neue Pferdespezies nach ihm.

Nichts hat den Przewalski-Pferden jedoch so geschadet wie ihre Bekanntwerdung, weckte diese doch die Begehrlichkeit von Museen und Zoos. Alle wollten mit dem neu entdeckten Tier ihr Publikum beeindrucken. Um 1900 machten sich mehrere russische Fangexpeditionen auf den weiten Weg in die Dsungarei; auch der Gründer des Hamburger Tierparks, Carl Hagenbeck, schickte einen seiner Agenten.

Nyamsurens Großvater, der alte Jäger, hatte diese Trupps noch erlebt. Von ihm weiß Nyamsuren, wie sie vorgingen: „Sie schossen auch die Hengste ab, ja ganze Herden, um der Fohlen habhaft zu werden.“ Unter verheerenden Verlusten gelangten so einige Dutzend Tiere in europäische Zoos und Wildparks.

In der Mongolei setzten unterdessen wachsende Hausrerdeherden und Jäger den Takhi zu. Erst Mitte der Siebzigerjahre wies die Regierung mit Gobi B ein eigenes Schutzgebiet für Takhi aus. Doch da war es schon zu spät – die Tiere waren ausgestorben. Die Hoffnung, die Spezies vor dem endgültigen Untergang zu retten, lag damit allein auf jenen Tieren, die in den Zoos überlebt hatten.

Doch ihre Zahl war sehr klein. Also begann unter der Federführung des Münchner Tier-





Und dann stehen die Takhis plötzlich
in der Steppe, Stuten, Fohlen, Jährlinge,
dazu der Leithengst, Khvod gerufen.
Mit denkbar größter Selbstverständlichkeit
grasen sie vor sich hin, und sacht wogt
die Dünenlandschaft ihrer Leiber.





Grenzstreitigkeiten

Der junge Hengst Tsuud, rechts im Bild, sucht Anschluss an eine Herde. Doch deren Leithengst braucht keinen Konkurrenten. Gut, dass er mit seinem Harem derzeit in einem umzäunten Gehege lebt.

parks Hellabrunn und des Prager Zoos eine systematische Rettungszucht. Das Projekt geriet zu einem der wenigen, bei denen Ost und West während des Kalten Krieges reibungslos zusammenarbeiteten. Allmählich vergrößerten sich die Bestände in Gefangenschaft. Und in der turbulenten Wendezeit ließen dann vor allem unkonventionelle Privatpersonen und Pferdefreunde den Traum von der Wiederkehr der Takhi wahr werden.

DIE RÜCKKEHR DES BRAUCHTUMS

Die Antonow kreiste 1992 über Bij wie ein mythischer Vogel, der einen Schatz bringt. Hunderte Schaulustige waren aus den Weiten der Steppe gekommen, selbst die Verwandtschaft aus der drei Tagesreisen entfernten Hauptstadt Ulaanbaatar. „Mit klopfendem Herzen“, erzählt Nyamsuren, habe er sich damals den schweren forstgrünen Transportkisten genähert. Er hatte seine Hand

durch die Futterluke gesteckt und das Tier ganz sacht an der Schnauze berührt. „Takhi!“

Zur Feier des Tages wurde ein gewaltiges Naadam abgehalten, ein Volksfest mit traditionellen Steppenspielen, mit Pferderennen, Bogenschießen und Ringkämpfen. Inzwischen findet das Fest jedes Jahr statt: Die Takhi haben das Brauchtum neu belebt. Zum Naadam vertauscht Nyamsuren seine speckige Arbeitskleidung mit seinem *Deel*, einer Robe aus purpurrotem Brokat, bestickt mit goldenen Drachen. Derart ausstaffiert kann es der Schweißer aus Bij mit jedem mandschurischen Prinzen aufnehmen.

Seit 1992 kommen alle paar Jahre weitere Takhi aus europäischen Zoos ins Land. Sie müssen sich ihr Futter und Wasser nun selbst suchen, Krankheiten aus eigener Kraft überstehen und sich der Wölfe erwehren. Die Stuten finden sich zu Harems unter Führung eines Hengstes zusammen; die übrigen Hengste bilden Junggesellengruppen, aus denen später Herausforderer für die



Oyunsaikhan Ganbaatar ist als Leiter des Schutzgebiets verantwortlich für das Überleben der Pferde. Auf regelmäßigen Kontrollfahrten hält er Ausschau nach Wilderern, Goldgräbern und anderen ungebetenen Gästen.



Hort der Helfer

Der Ziegelbau beherbergt die Büros der Parkverwaltung und ein kleines Labor.
Die Mitarbeiter wohnen ringsum in traditionellen Jurten.

Leithengste erwachsen. Die Instinkte funktionieren, doch der Erfahrungsschatz routinierter Leitstiere fehlt ihnen. So wissen die Takhi nicht, wo sie in Extremsituationen Schutz und Nahrung finden. In grimmigen Wintern, *Dzud* genannt, verendete 2002/03 ein Drittel des Bestands, 2009/10 gar mehr als die Hälfte. Damit war die Zahl der Tiere in Freiheit wieder auf 120 Pferde gesunken.

EIN KÖNIG FÜR DIE PFERDE

Gemeinsam mit der mongolischen Regierung betreut die schweizerische Stiftung ITG, die International Takhi-Group, das Projekt seit zwei Jahrzehnten. Dank den Wildpferden kommen öfter einmal ausländische Wissenschaftler oder einheimische Minister vorbei, und die Tiere haben Bij auch einiges an Entwicklungshilfe beschert. Die Krankenstation oder den Schulbus würde es sonst wohl kaum gegeben.

Auch das Haus der Parkverwaltung, ein Gemeinschaftsbau des damaligen österreichischen Lebensministeriums und der ITG, wäre viel spartanischer ausgefallen. Der solide Ziegelbau liegt acht Kilometer westlich von Bij und beherbergt Büroräume, eine Küche sowie ein kleines Labor.

Gewohnt wird dagegen in Jurten. Einige stehen direkt nebenan, andere im Dorf, wieder andere dazwischen, wie die des Direktors Oyunsaikhan Ganbaatar, genannt Ganbaa. Der Biologe ist im wald- und wasserreichen Norden aufgewachsen, doch die karge Steppenlandschaft lässt ihn nicht mehr los. Seit 15 Jahren amtiert er als Direktor. König Ganbaa: freilich ein Herrscher in Unterhemd, Shorts und Sandalen, mit Buddha-Bäuchlein und endlos Energie verströmend.

Gerne zeigt Ganbaa Besuchern sein Reich. Auf ihren täglichen Patrouillenfahrten haben die Wildhüter ein Auge auf die Tierwelt, kontrollieren Wasserstellen und Pisten und halten Ausschau nach Goldsuchern, Wilderern und →

DIE AM STAMMBAUM SÄGEN

Eine Analyse alter Pferdeknochen stellt die ungezähmte Natur der Przewalskis infrage.

EINE LEHRMEINUNG ...

Przewalski-Pferde gelten als die letzten Wildpferde der Welt. Genauso deshalb investieren Tierschützer so viel in ihre Rettung. Denn Wildtiere gelten als schützenswerter als Haustiere. Deshalb sorgte jüngst eine Studie für Aufregung, die den Wildtierstatus der Przewalskis in Zweifel zieht.

... GERÄT INS WANKEN ...

47 Wissenschaftler, darunter Barbara Wallner von der Universität für Veterinärmedizin in Wien, analysierten das Erbgut von Pferden, die vor über 5.000 Jahren im Gebiet des heutigen Kasachstan domestiziert wurden. Diese Daten verglichen sie mit der DNA von

heute lebenden Pferden. Ihre These: Heutige Hauspferde stammen von den kasachischen Pferden ab. Tatsächlich fanden die Forscher, dass die Przewalskis die nächsten Verwandten der Hauspferde sind. „Das hatten wir so nicht erwartet“, erinnert sich Wallner. Eine Erklärung: Przewalskis sind Nachfahren von entsprungenen kasachischen Hauspferden.

... FÄLLT ABER (NOCH) NICHT

Bis das geklärt ist, können die Przewalskis weiterhin als Wildpferde gelten. Aber wenn sie zu verwilderten Haustieren zurückgestuft werden? Wallner: „Auch dann wären sie meiner Ansicht nach unbedingt schützenswert.“



Knochenjob in Kasachstan. Archäologen fanden in diesen Gruben die bisher ältesten Überreste von gezähmten Pferden.

anderen ungebetenen Gästen. „Wir werden allerhand sehen, nur keine Bäume“, sagt Ganbaa und steuert den Jeep energisch in die strassenlose Kernzone des Parks. „Wir fahren ungern auf Asphalt. Da spürt man den Wagen nicht.“ Ab und zu hält er an, meist auf einem der flachen Höhenzüge, die die Steppe durchziehen und einen klassischen Feldherrnblick bieten. Der Boden, teils Sand, teils Kies, ist schüttig mit Grasbüscheln bestanden, wobei eine Art Schnittlauch vorherrscht, dessen Blütenpuschel das Land mit rosafarbenem Flaum überziehen. Schon Schmetterlinge haben Seltenheitswert, überhaupt alles Leben.

ALLEIN AUF WEITER FLUR

Es braucht Zeit und einen geübten Blick, dann zeigt es sich doch. Eine Krötenkopfagame hier, ein Sakerfalke dort. Zwei Kropfgazellen erscheinen da fast schon als Großwild – bis unversehens

ein Trupp Kulane davonstiebt. Nicht in wilder Flucht, sondern in kalkuliertem, spielerischem Kräftemessen mit dem Geländewagen, den sie auch mühelos abhängen.

Die ungeheure Weite, die radikale Leere, der ruhelose Wind – man wähnt sich auf einem fernen Planeten. Eine starke Wahrnehmung von Zeitlosigkeit geht damit einher. Eine allumfassende Stille dehnt sich tagsüber bis hinauf zu den Wolken, die als träge Karawane über die Hochebene ziehen, und nachts bis zum Sternenhimmel, ein funkelnnder Baldachin, gespannt über die Welt.

Und dann stehen sie einfach in der Landschaft, dreihundert Meter entfernt: ein Dutzend Takhi. Stuten, Fohlen, Jährlinge, dazu der Leitengst, genannt Khvod. Mit denkbar größter Selbstverständlichkeit grasen sie vor sich hin; sacht wogt die Dünenlandschaft ihrer Leiber. „Wildpferde“ heißt ja nicht, dass sie ständig umhergaloppieren und sich Duelle liefern. Im Gegenteil, ihr Alltag könnte beschaulicher →



TERRA MATER REISESERVICE

FOLGEN SIE UNSEREN REPORTERN
BIS ANS ENDE DER WELT



Mongolische Hirten
Alles dreht sich um die Herde – und um Pferde.

UNBERÜHRT ALS SUPERLATIV

Auf der Fährte der Przewalski-Pferde.

WAS MACHE ICH DORT?

Wildpferde beobachten natürlich. Besser erreichbar als die entlegenen Schutzgebiete Gobi A und Gobi B ist der Nationalpark Chustain Nuruu, nur 90 Kilometer südwestlich der mongolischen Hauptstadt Ulaanbaatar. Neben den auch hier angesiedelten Przewalski-Pferden gibt es Sibirische Wapitis, Argalis, Sibirische Steinböcke, Manuls und Murmeltiere zu beobachten.

UNBEDINGT PROBIEREN

Nomaden begrüßen Gäste traditionell mit Yakmilch. Wer die nicht mag, sollte langsam trinken – leere Tassen werden prompt nachgefüllt. Hilfreich auch das Zauberwort *Us*. Es bedeutet Wasser – zum Verdünnen.

WIE KOMME ICH HIN?

Per Flugzeug nach Ulaanbaatar (ab 660 Euro). Von dort weiter mit Pkw und einheimischem Fahrer. Die Tour bis zum Nationalpark dauert rund zwei Stunden.

BESTE REISEZEIT

Juni bis September. Mitte Juli wird in vielen Dörfern das spektakuläre Naadam-Fest gefeiert, mit tänzerischem Wrestling, Reiterspielen und rasanten Pferderennen.



Frische Yakmilch. Verbreiteter Willkommenstrunk – für viele Gäste nur verdünnt erträglich.

kaum sein. Nur Khovd äugt mit dem rassettypisch hypnotischen Blick der Przewalski-Pferde herüber und stellt sich beiläufig zwischen die Beobachter und seinen Harem, lässig wie ein Türsteher vor einem Nachtclub.

In der Nähe hält sich eine weitere Herde auf, in einem Auswilderungsgehege, das an sich leer stehen würde. Doch nachdem aus dieser Gruppe ungewöhnlich viele Fohlen von Wölfen gerissen wurden, gewährt man ihr hier zwei Monate lang sicheres Asyl. „Eigentlich lassen wir der Natur ihren Lauf“, erklärt Ganbaa. „Doch in diesem Fall waren die Verluste zu hoch. Wenn die Fohlen etwas kräftiger sind, steigt ihre Überlebenschance.“

Außerdem streift da noch Tsuud umher, ein junger Hengst. Seine Mutter starb, als er noch klein war. Daraufhin wurde er einer Gruppe frisch eingeflogener Takhi-Stuten beigegeben. Tatsächlich adoptierte ihn eine davon, gemeinsam schlossen sie sich Khovds Herde an. Doch als Tsuud ins dritte Jahr kam, verließ ihn der Leithengst, wie Leithengste es mit Halbstarken nun einmal tun. Für gewöhnlich schließen diese sich dann selbst zu einer Herde zusammen. Doch da die Takhi diesen Teil der Gobi erst kürzlich wieder in Besitz genommen haben, leben hier noch keine anderen Jungchengste. Nun ist Tsuud also wieder allein. Fast täglich schnürt er am Zaun entlang und hält Verbindung zu den Eingeschlossenen. Wenn sie wieder frei sind, wird deren Anführer ihn kaum länger dulden. Gelegentlich schaut Khovd jetzt schon vorbei, und sei es nur, um ihm zu zeigen, wer der Boss ist.

Tsuud verkörpert als Musterbeispiel den Lebenswillen seiner Spezies. In den vergangenen drei Jahren haben die Bestände sich erfreulich vermehrt. Im Schutzgebiet Gobi B leben heute rund 250 Tiere; dazu kommen etwa 420 in den beiden anderen mongolischen Schutzgebieten. Noch ein paar weitere gute Jahre, dann sind die Takhi über den Berg. Dabei waren sie schon vom Erdboden verschwunden.

Ihre Auferstehung bildet eine der großen und viel zu seltenen Erfolgsgeschichten des Arten- schutzes. Sie hat alle Merkmale eines Wunders.

